

WILLIAM F. NOLAN

DARK UNIVERSE

ALBTRÄUME

Aus dem Amerikanischen von Christian Jentsch

Diese Ausgabe erscheint als signierte und nummerierte
Sammlerausgabe von 666 Exemplaren und gelangt
nicht in den offiziellen Buchhandel.

FESTA

Die Originalausgabe *Dark Universe*
erschien 2003 im Verlag Leisure Books.
Copyright © 2003 by William F. Nolan

Einmalige Auflage August 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

IN DER UNTERWELT	8
SAMSTAGSSCHATTEN	30
LONELY TRAIN A'COMING	62
UND NOCH MEILEN VOR MIR, BEVOR ICH SCHLAFE	84
EIN GUTER TAG	96
HERZBLUT	108
STONER	144
DIE KUR	152
DER RIESENMANN	182
AM DIAMOND LAKE	192
DER BESUCH	206
DIE PARTNERSCHAFT	216
ÜBERTRETUNG	236
DER SCHROTTPLATZ	246
ZEREMONIE	260
ZUFÄLLIGES ZUSAMMENTREFFEN	290
HEUTE ABEND GROSSE VORPREMIERE	302
ANRUF EINES TOTEN	320
FREUNT	328

Es heißt immer, ein Autor könne niemals sein eigenes Werk beurteilen, aber ich bin anderer Ansicht. Wer sonst kennt es besser – seine Stärken und Schwächen, seine Fehler und Vorzüge? Ich finde, ›Saturday's Shadow‹ ist eine meiner besten Geschichten. Sie hat eine vielschichtige Struktur, die sowohl belustigend als auch erschreckend ist. Außerdem handelt sie von einer meiner Hauptpassionen, Filme, und von den legendären Stars, die mein Traumleben auf der Leinwand bereichert haben. Viele von ihnen sind hier. Errol Flynn, John Wayne, Marilyn Monroe, Alan Ladd, Marlon Brando, Judy Garland, Humphrey Bogart – sogar der gute alte King Kong.

Es war eine Ehre für mich, dass ›Saturday's Shadow‹ 1979 im Rahmen der World Fantasy Convention zu einer der fünf besten Geschichten des Jahres gewählt wurde. Sie wurde brillant und voller Inbrunst von Roddy McDowell, einem weiteren legendären Schauspieler, für eine Hörbuch-Ausgabe von Dove Books gelesen – und ich habe sie ausgewählt, um meine beste Genre-Arbeit in Dennis Etchisons Anthologie Masters of Darkness zu vertreten.

Ich gebe ehrlich zu, dass ich ziemlich stolz auf diese Geschichte bin.

SAMSTAGSSCHATTEN

Saturday's Shadow
(Geschrieben: Dezember 1977)

Bevor ich euch von Laurie erzähle – davon, was ihr passiert ist (in Fleisch und Blut) –, muss ich euch von den Primärschatten erzählen. Es ist außerordentlich wichtig, dass ich euch von diesen Schatten erzähle. Jeder Tag hat einen, und sie haben ganz unterschiedliche Wesensmerkmale, ganz verschiedene Persönlichkeiten.

Sonntagsschatten (der, den Laurie mochte, ihr Freund) ist fett und schläfrig. Döst den ganzen Tag.

Montagsschatten ist dünn und blass an den Rändern. Die Sonne verzehrt ihn schnell.

Dienstagsschatten ist albern und willkürlich. Pummelig um die Mitte. Weiß nie, wo er war und wohin er geht. Hat keine Spur von Zielstrebigkeit an sich.

Mittwochsschatten ist aufdringlich. Arrogant. Voller Schwulst. Er ist nur hinter Aufmerksamkeit her. Beachtet ihn nicht, geht nicht auf ihn ein.

Donnerstagsschatten ist weinerlich ... rührselig. Deprimierend, wenn er auf einem liegt, aber vollkommen harmlos.

Freitagsschatten ist aalglatt und flink. Springt viel herum. Man kann ganz gut mit ihm laufen. Und ihm gefahrlos überallhin folgen.

Also, der, vor dem ich euch wirklich warnen will, das ist der letzte.

Samstagsschatten.

Der ist gefährlich. Sehr, sehr gefährlich. Man muss ihn unbedingt auf Distanz halten. Die Ränder sind scharf und gezackt wie Zähne im Maul eines Hais. Und er ist verdammt leise. Gleitet ganz verstohlen über den Boden auf einen zu – und weitet sich dabei zu seiner vollständigen Todesgestalt aus. Zur Mordgestalt.

Ich *hasse* dieses schmutzige Ding wirklich! Wenn ich könnte ...

Augenblick. Nicht gut. Ich werde wieder ganz emotional deswegen, und das *darf* ich nicht. Ich muss ganz kühl und logisch und präzise sein – um ausführlich zu schildern, was mit Laurie passiert ist. Ich *weiß* ganz einfach, dass es euch interessieren wird, was mit ihr passiert ist.

Okay?

Ich erzähle es euch ganz logisch. Ich kann sehr logisch sein, weil ich in einer Bank hier auf Coronado arbeite und viel mit Zahlen und Statistiken zu tun habe.

Nein, das stimmt ja gar nicht. *Sie* arbeitet da, hat da gearbeitet, in einer Bank, und *ich bin nicht* Laurie, oder doch? ... Ich glaube ganz ehrlich nicht, dass ich Laurie bin. Ich. Sie. Separat. Sie. Ich.

Sieich.

Ichsie.

Identität ist eine heikle Geschichte. Wir verbringen den größten Teil unseres Lebens damit, herauszufinden, wer wir sind. Wer wir *wirklich* sind. Eine endlose Beschäftigung.

Ich werde nicht Laurie (in Fleisch und Blut) sein, wenn ich euch von all dem hier erzähle. Falls ich es *bin*, dann ruiniert das alles – also bitte ich euch zu glauben, dass ich niemals Laurie war.

Nie bin.

Nicht bin.

Nicht war.

Nicht sein kann.

Wenn ich nicht Laurie bin, kann ich in Bezug auf sie sehr objektiv sein. Keine emotionalen Bande. Abgesondert und kühl. So werde ich es erzählen. (Ich könnte Vivien sein. Vivien Leigh. Sie ist auch gestorben. Ha! Nennt mich Vivien.)

Hat aber keinen Sinn, sich Gedanken darüber zu machen, wer ich bin. Macht euch lieber Gedanken darüber, wer *ihr* seid. Das ist der Schlüssel zum Leben, oder nicht? Die eigene Identität zu kennen.

Coronado ist eine Insel gegenüber von San Diego, durch eine Bucht mit einer langen blauen Brücke über dem Wasser von der Stadt getrennt. Mehr *müsst* ihr eigentlich nicht darüber wissen, aber vielleicht erfahrt ihr mehr darüber, wenn ich euch von Laurie erzähle. (Schlagt Coronado in einem kalifornischen Reiseführer nach, wenn ihr etwas über Fläche, Länge, Geschichte und den ganzen langweiligen Mist erfahren wollt, der keinem etwas nützt.)

Es ist ein *Ort*. Und Laurie hat an einem Ende davon gewohnt und am anderen gearbeitet. Gewohnt hat sie in den Sea Vista Arms. 440 Dollar Monatsmiete. Ein Studioapartment. Keine Haustiere. Keine Kinder. (Verboten: Der

Verwalter zerstört sie, wenn er euch mit welchen erwischt.) Kleines Badezimmer. Grauweiße Gipskartonwände. Schlafcouch. Wandschrank mit Schiebetür. Grüner Ledersessel. Verstellbare Bücherregale. (Laurie mochte Romane über Negersklaven.) Zwei Lampen, davon eine Stehlampe. Grüner Teppich, graubraune Zugvorhänge. Durch ihr Fenster konnte man die Brücke sehen. Blick aufs Wasser und Boote. Enge kleine Kochnische. Mit einem abgeschlagenen Kühlschrankschrank.

Sie ist jeden Tag zu Fuß zur Arbeit gegangen – zur Geschäftsseite der Insel. Drei oder vier Kilometer Fußmarsch jeden Morgen zur First National Bank von Coronado. Drei oder vier Kilometer Fußmarsch jeden Nachmittag wieder nach Hause. Spätnachmittag. (Mit sehr lebendigen Schatten.)

Hat in der Stadt zu Mittag gegessen, gewöhnlich allein, ab und zu mit ihrem Bruder Ernest, der bei der Polizei in San Diego arbeitete. (Jetzt aber nicht mehr. Ha!) Er ist dann immer mit dem Streifenwagen über die lange, hohe blaue Brücke gefahren und hat sich mit ihr vor der Bank getroffen. Zu einem gemeinsamen Mittagessen ein Stück weiter die Straße entlang.

Laurie hat sich immer selbst Abendessen gemacht, allein, in ihrer Wohnung. Die ganze Woche gearbeitet. Ist abends und samstags zu Hause geblieben. Hat samstags nie die Wohnung verlassen. (Kluges Mädchen. Sie wusste *Bescheid!*) Sonntags ist sie manchmal in den Park gegangen, um Sonntagsschatten zu ärgern. Ihr wisst schon, ein paar Witze reißen, ihn damit schikanieren, dass er so fett war und so viel döste. Es hat ihm nichts ausgemacht. Sie waren Freunde.

Andere Freunde hatte Laurie nicht. Nur Sonntagsschatten und ihren Bruder Ernest. Eltern beide tot. Keine Schwestern.

Niemand in der Bank oder in der Nachbarschaft, der ihr nahestand. Keine Männergeschichten. Ist meistens für sich geblieben. Hat nicht mehr gesagt, als sie musste. (Jemand hat mal zu ihr gesagt, sie rede wie ein schottisches Telegramm!) Unscheinbar, würde ich meinen. So würde man sie bezeichnen. Eine stille, kleine, logische, unscheinbare, graue Person auf einer Insel in Kalifornien.

In einer Beziehung war sie sehr leidenschaftlich (komisches Wort für Laurie – Leidenschaft –, aber ich versuche ganz präzise in der Sache zu sein):

Filme.

Jede Art Filme. Im Fernsehen oder im Kino. Sie konnte gerade laufen (als Kind in Los Angeles, wo ihre Eltern sie aufgezogen haben), da ist sie Daddy schon in einem unbemerkten Moment entwischt und in ein Filmtheater getapst. Es war *Grauman's Chinese* in Hollywood, und niemand hat sie reingehen sehen. Sie war ganz einfach zu verdammt winzig, um bemerkt zu werden. Der Film war *Vom Winde verweht*, und da war Clark Gable auf dieser riesigen Leinwand (*echt* riesig für Laurie), küsste Vivien Leigh und sagte zu ihr, es schere ihn einen Dreck.

Das hat sie nie vergessen. Sofortige Sucht. Zelluloid-Freak! Filme waren alles, wofür sie lebte. Hat ihr Taschengeld für sie ausgegeben ... und Stunden um Stunden in diesen großen kirchenartigen Kinos verbracht. Palästen mit vergoldeten Träumen darin.

Damals hatte Samstagsschatten noch keine Kraft. Er war noch nicht gewachsen ... Hatte noch keine Tötungskraft gesammelt. Laurie ging samstags in Kindermatineen, und er hat ihr nicht das Geringste getan.

Doch er war dabei, zu wachsen. Genau wie sie. Wurde

jedes Jahr größer und stärker und sammelte Kraft. (Er ist viel größer geworden als Laurie.)

Ernest mochte auch Filme. Wenn sie nicht allein ging, hat er sie eingeladen. Das wäre öfter vorgekommen, aber Ernest war nicht immer so ein guter Junge, und manchmal, samstags, wenn er in der vergangenen Woche böse gewesen war (Ernest machte Sachen mit Vögeln), gaben ihm seine Eltern Stubenarrest für die Matinee, und dann musste er Geschirr spülen. (Es wurde so schlimm, dass er den Anblick von schmutzigem Geschirr hasste.) Aber wenn sie denn gemeinsam im Kino waren, Laurie und Ernest, saßen sie Seite an Seite im flackernden Dunkel und redeten und rührten sich nicht. Atmeten kaum. Die Augen ganz auf die Leinwand konzentriert. Auf Tracy und Gable und Bogart und Cagney und Cooper und Flynn und Fonda und Hepburn und Ladd und Garland und Brando und Wayne und Crawford und all die anderen. Tausende. Eine ganze Armee von Schattenriesen da oben auf dieser großen Leinwand, sämtliche Leute, die man je kennen oder lieben oder fürchten musste.

Laurie hatte keinen Grund, *richtige* Leute zu lieben oder zu fürchten – weil sie *sie* hatte. Die Schattenleute.

Vielleicht glaubt ihr, dass ich nur schwafle und darum herumrede, was mit ihr passiert ist. Ganz im Gegenteil. All dieses Hintergrundwissen über Laurie ist nötig, um wirklich würdigen zu können, was ich euch erzählen werde. (Man kann nichts genießen, ohne den Geschmack zu kennen!)

Also – sie ist aufgewachsen und hat sich so entwickelt, wie es ihr bestimmt war. Ihr Vater hat sich von ihrer Mutter scheiden lassen und ist fortgegangen, und Laurie hat ihn nach ihrem 18. Geburtstag nie wiedergesehen. Doch das hat ihr nichts ausgemacht, weil sie ihn ohnehin nie verstanden hat.

Um ihre Mutter scherte sie sich einen Dreck. (Ha!)

Sie war kein Playgirl. Solide. Auf der High School nur die besten Noten im Rechnen. Besonders gut mit Statistiken. Zuverlässig. Ordentlich. Arbeitsam. Wie geschaffen für Banken.

Einige Jahre vergingen. Keine Ahnung, wie viele. Laurie und Ernest sind aufs College gegangen, das weiß ich. Da bin ich ganz sicher. Aber ihre Mutter ist gestorben, bevor sie ihren Abschluss machen konnten. (Hat Laurie sie *getötet*? Das bezweifle ich. Bezweifle wirklich alles in der Art. Ha!) Vielleicht hat Ernest sie getötet. (Geheimnis!)

Anschließend ist Laurie von Los Angeles nach Coronado gezogen, weil sie eine Anzeige in der Zeitung gesehen hatte, die besagte, sie bräuchten Bankkaufleute auf der Insel. (Mittlerweile hatte sie ihren Abschluss per Post gemacht.)

Ernest ist dann ein Jahr später hergezogen. War eine Zeit lang im Flugzeugbau tätig und hat dann bei einem Schulungsprogramm der Polizei mitgemacht. Ernest ist groß und stark und hat einen breiten Rücken. Ihr wollt euch nicht mit Ernest anlegen. Ehe ihr euch verseht, hat er euch das verdammte Genick gebrochen, und was sagt ihr *dann*?

Kurz danach hörten sie, ihr Vater habe einen Anfall gehabt (höchstwahrscheinlich einen Schlaganfall), in Chicago, mitten im Winter, und sei auf einer Eisenbrücke über dem Lake Michigan erfroren. Kein schöner Tod – aber das störte Laurie nicht. Oder Ernest. Sie waren beide froh, dass es in San Diego nie fror. Das Wetter ist da normalerweise mild und freundlich. Sehr freundlich. Das Wetter gefiel ihnen wirklich.

Tja, jetzt kennt ihr den ganzen Hintergrund, angefangen mit Samstagsschatten – also können wir jetzt dazu kommen, was *genau* mit Laurie passiert ist.

Die stetige Zunahme von Schul-Schießereien sowie das Unbehagen, das mich immer bei Kleinstädten beschleicht (dass sie hinter den Apfelkuchen-Fassaden düstere Geheimnisse verbergen), haben dazu geführt, dass ich ›Heart's Blood‹ geschrieben habe.

Die Geschichte ist noch ein Echo meines früheren Lebens im Mittleren Westen. Meine Frau behauptet, ich würde mit dem Verfassen solcher regionaler Terrorgeschichten »meine Missouri-Dämonen austreiben«. Sie könnte recht haben.

Was geht wirklich in der ruhigen kleinen Stadt Caxton vor?

Warum ist die Schule geschlossen?

Wo sind die Kinder?

Die Antworten finden Sie auf den folgenden Buchseiten.

HERZBLUT

Heart's Blood

(Geschrieben: Juni 1999)

Erinnern Sie sich noch an die Schießerei an dieser High School in Roanoke, Virginia, vor sechs Jahren? Wo der 16-jährige Schülersprecher ein Dutzend seiner Klassenkameraden mit einem Sturmgewehr niedergemäht hat? Er hieß Lucas Fraley, und als seine Freunde im Fernsehen interviewt wurden, haben sie darüber geredet, wie herzlich und kooperativ er immer war und wie beliebt bei allen. Lucas hätte nie Drogen oder Alkohol angerührt, sagten sie. Einfach ein rundherum toller Bursche.

Ich erinnere mich noch daran, wie seine Mutter in den Fernsehnachrichten ausgesehen hat: nicht geschminkt, die Haare in einem Knoten streng nach hinten gebunden, ganz steif vor der Kamera, das Kinn erhoben, trotzig wie ein Pitbull, während sie erklärte, Lucas habe ihr nie auch nur einen Tag lang Grund zur Sorge gegeben, und er sei ihr »perfektes Kind« gewesen.

Was war dann schiefgelaufen?

In einem im Gefängnis durchgeführten Fernsehinterview lieferte der junge Fraley die Antwort. Er sah gut aus, sonnengebräunt und fit, hatte die dunklen, sondierenden Augen eines ernsthaften Schülers und sprach ruhig und gemessen.

»Ich war immer sehr religiös«, äußerte er sich. »Meine Familie hat mein ganzes Leben lang der Pfingstkirche der Heiligkeit des Evangeliums angehört, und in den letzten zwei Jahren habe ich als angehender Pastor in der Sonntagsschule gedient. Anscheinend habe ich schon immer gewusst, dass die Berufung meines Lebens das Pfarramt ist.«

In der neunten Klasse entwickelte Fraley in einem Kurs in Weltgeschichte laut eigenem Eingeständnis eine »totale Besessenheit« in Bezug auf die Artussage. »Das war nur natürlich«, sagte er, »nachdem ich herausgefunden hatte, dass König Artus mein Vorfahr war.« Fraley erläuterte, dass der gefeierte König Artus, der vor 1400 Jahren in Britannien gelebt habe, tatsächlich der Ehe von Jesus und Maria Magdalena entsprungen sei. 1000 Jahre nach Artus' Tod habe zu seinen Nachkommen auch Englands König Karl II. gehört, der in seinen Mußestunden eine unverheiratete Palastdienerin namens Elsbeth geschwängert hatte, um anschließend sie und ihr ungeborenes Kind in die Kolonie Virginia in der Neuen Welt zu verbannen. »Ihr von König Karl empfangener Sohn, der hier in Virginia geboren wurde, war mein direkter Vorfahr«, sagte Fraley.

An dieser Stelle hatte er gezögert, und in seinen dunklen Augen war jäher Zorn aufgeflackert. »Eines Abends haben meine Freundin und ich Wahrheit oder Pflicht gespielt. Sie hat mich gefragt, was mein größtes Geheimnis sei, die Sache, von der ich nicht wollte, dass sie *irgendjemand* erführe. Ich

habe zu ihr gesagt, ich sei ein direkter Abkömmling von Jesus Christus und würde seine Gene in mir tragen. Ich dachte, sie würde das verstehen, aber stattdessen hat sie mich ausgelacht. Dann hat sie es unseren Freunden erzählt, und *die* haben dann auch angefangen, mich auszulachen. Deswegen mussten sie sterben. Leute sollten niemals über einen Sohn von Jesus lachen.«

Für die Zeitungen war es ein gefundenes Fressen.

SELBST ERNANNTER SOHN VON JESUS GESTEHT

Geistig gestörter Jugendlicher
versucht Amoklauf zu rechtfertigen

Fraleys Vater verweigerte jedes Interview und wollte sich dazu nicht äußern. Sein Foto in der Zeitung, auf dem seine dunklen Augen religiösen Fanatismus ausstrahlten, war schaurig. Ein selbstgerechter, kaltherziger Dreckskerl, wie er im Buche stand. Nach der Schießerei trennten sich die Fraleys, und später beantragte Mrs. Fraley – trotz der starren Prinzipien der Pfingstkirche der Heiligkeit des Evangeliums – die Scheidung. Lucas war ihr einziges Kind.

Meine Eltern hatten dasselbe getan ... sich getrennt, als ich in der High School war. Mein Vater ging irgendwohin, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Und wie Lucas habe ich keine Brüder oder Schwestern. Das Gericht hat natürlich meiner Mutter das Sorgerecht zugesprochen, aber es gefiel mir nicht. An den Wochenenden betrank sich Mom immer. Wenn sie voll war, begrapschte sie mich irgendwie und wollte, dass ich sie in die Arme nehme. Gruselig. Also habe ich mich aus dem Staub gemacht, als ich 18 war.

Ich habe keine guten Erinnerungen an meine Eltern. Alle

meine guten Erinnerungen kreisen um meine Großeltern mütterlicherseits. Devin und Keara Carrick, so hießen sie, aber ich habe sie immer nur Oma und Opa genannt.

Sie haben ihr ganzes Erwachsenenleben in Caxton, Missouri, gewohnt. Nach dem Ersten Weltkrieg sind sie beide noch als ganz junge irische Waisenkinder in die Staaten gekommen. Opa wurde schließlich Postamtsvorsteher in Caxton. Oma gewann ein paar Dutzend Kreis- und Landesauszeichnungen für ihre Kochkünste.

Oma und Opa waren der Grund, warum wir *Das Freitagsmassaker* in Caxton gedreht haben. Ich habe das Drehbuch geschrieben und mich bei der Handlung an Lucas Fraleys Amoklauf orientiert, und obwohl die Geschichte nominell fiktiv war, habe ich sie doch authentisch gehalten.

Ich glaube an Authentizität. Was ich auch schreibe, ich recherchiere gründlich. Für dieses Projekt wollte ich wissen, wie es tatsächlich ist, mit einem Sturmgewehr zu schießen. Ich *brauchte* die Erfahrung, um meinem Drehbuch wirklich gerecht zu werden. Legal konnte ich in Kalifornien keins kaufen, also besorgte mir ein Schriftstellerfreund die Waffe in Texas, ohne Fragen zu stellen, und ich fuhr mit ihm und der Munition nach Westen, damit ich mich nicht mit dem ganzen rechtlichen Behördenkram auseinandersetzen musste.

Als ich das Gewehr auf einem Schießstand in den Bergen ausprobierte, benutzte ich echte Kugeln, obwohl der Schauspieler in unserem Film nur mit Platzpatronen schießen würde. Während die Waffe ihre tödlichen Patronen verspritzte, war ich in der Lage, mich in die Persönlichkeit von Lucas Fraley an jenem schicksalhaften Freitagmorgen zu versetzen, an dem er auf seine hilflosen Klassenkameraden schoss. Es war ein krankes, hässliches Gefühl.

Als ich das Gewehr schließlich im Kofferraum meines Lexus verstaute, entladen und gesichert, verspürte ich keinerlei Bedürfnis, noch einmal damit zu schießen. Ich hatte nun, was ich haben wollte.

Authentizität.

Ich war sehr zufrieden mit der endgültigen Fassung des Drehbuchs. Weil es sich um eine fiktionale Darstellung der tatsächlichen Geschichte handelte, hatte ich alle Namen geändert und eine romantische Nebenhandlung zwischen zweien der Lehrer hinzugefügt. Die Lehrerin wird bei der Schießerei verwundet, überlebt aber. Ich hatte überlegt, sie sterben zu lassen, mich aber dagegen entschieden. Das amerikanische Publikum mag Geschichten mit einem Happy End.

Ich habe tolle Erinnerungen an meine Besuche in Caxton bei Oma und Opa jeden Sommer, als ich noch jung war. Das waren magische Zeiten, und ich habe Caxton immer als meine richtige Heimat betrachtet. Mit Mom in Kansas zu wohnen, war das Letzte.

Ehrlich gesagt, sieht Caxton nach nichts aus. Es ist eine verschlafene Kleinstadt an der Südgrenze Missouris. Große, Schatten spendende Bäume auf jeder Straße: Ahorne, Ulmen, Eichen. Außerdem gibt es einen schönen Park mit einem großen Spielplatz für die Kinder. Opa ist immer mit mir dorthin gegangen, und ich habe Stunden mit ihm auf der Wippe verbracht. An solchen Nachmittagen habe ich ihn ziemlich ausgelaut.

Oma hat mich ganz sicher verwöhnt. Zu Beginn eines jeden Sommers hat sie immer einen großen Metallkessel voll von ihrer unglaublichen Eiscreme gemacht, die bei meinem Eintreffen auf mich wartete. Butterkaramell, meine Lieblingssorte. Gott, ich habe den Geschmack immer noch auf der

Zunge! Sie hat es in ihrem altmodischen Froster mit Handkurbel gemacht, mit Schmand, frisch gelegten Eiern und Zucker, den sie mit echten Vanillebohnen hatte ziehen lassen.

Opa ging gerne angeln, und er hat mich immer zum Lake Louise mitgenommen, ein paar Kilometer außerhalb der Stadt. Ich habe dann das Boot über das dunkelgrüne Wasser gerudert, das so unbewegt wie Glas war, bis er mir gesagt hat, ich soll anhalten. Opa kannte die besten Stellen, um Fische zu fangen. Ganz tief, nahe bei den Felsen, wo sie sich gerne versteckten. Ich habe es gehasst, den Angelhaken mit diesen wuseligen grauen Würmern zu spicken, aber für Opa habe ich es getan, weil ich ihn lieb hatte. Für die Leute, die man lieb hat, macht man vieles, was man eigentlich gar nicht machen will.

Natürlich sind sie schon lange tot. Jan, meine Frau, hat sie nie kennengelernt. Caxton übrigens auch nicht. Tatsächlich hatte sie die Stadt noch nie gesehen, bevor wir dort *Das Freitagmassaker* gedreht haben, aber ich hatte ihr davon erzählt, und es gab ein paar Fotos in Omas vergilbtem gelben Fotoalbum, das Jan immer gerne durchblätterte. Es gab sogar ein Bild von Caxtons Hauptstraße, wo ein paar alte Autos vor dem Postamt am Randstein parkten, darunter auch »Bessy«, Opas sonnengebleichte 36er Dodge-Limousine, von der er sich nicht trennen konnte. Oma hat ihm ständig zugesetzt, er solle ein neues Auto kaufen, aber er hat nie nachgegeben. »Wer braucht ein neues Auto?«, sagte er dann. »Mit dem hier habe ich dich zur High School gefahren, als ich um dich geworben habe. Das fährt noch ganz prima. Alte Sachen sind besser.«

Ich weiß noch, dass er das oft gesagt hat. Es hat sich mir wohl eingepägt, weil ich Antiquitäten sammle. Spielzeug,

Möbel, alte Bücher. Tatsächlich haben Jan und ich eine Menge Freizeit mit der gemeinsamen Jagd auf Antiquitäten verbracht. Sie wusste die Vergangenheit ebenso zu schätzen wie ich.

Doch die Zukunft kann genauso faszinierend sein wie die Vergangenheit. Jan und ich haben uns wegen der Zukunft kennengelernt, bei einer Science-Fiction-Preview in Hollywood. Sie war schon immer genauso verrückt nach Science-Fiction wie ich. Als Fremde teilten wir uns mehrere Stunden lang denselben Abschnitt des Gehsteigs vor dem Egyptian Theatre und warteten geduldig in der Schlange auf den Beginn des Films. Ich bat sie, mir meinen Platz frei zu halten, während ich mich auf die Suche nach einer Toilette machte, und bei meiner Rückkehr kamen wir ins Gespräch. Das Gespräch hat nie ein Ende gefunden.

Der Altersunterschied zwischen uns betrug zwölf Jahre, aber zwischen uns hat es nie einen Generationsunterschied gegeben. Frauen werden in jungen Jahren schneller erwachsen als Männer. Bei unserem Abstecher nach Caxton waren wir bereits zehn Jahre verheiratet und kurz davor, unser erstes Kind zu bekommen. Es waren zehn harte Jahre für uns beide gewesen, weil es mir so vorkam, als hätte ich schon ein Jahrhundert lang nur Sitcoms geschrieben, und ich versuchte, etwas anderes zu machen. Trotz der ausgezeichneten Bezahlung hasste ich es, Drehbücher für diese abgeschmackten Episoden über Stinktiere in einem Bus, defekte Toiletten und verlorene Hundewelpen für Produzenten mit sauertöpfischen Gesichtern zu schreiben, die das letzte Mal bei Abe Lincolns zweiter Amtseinführung gelacht hatten.

Ich wurde endlich davon befreit, als mir Lyle Samuels anbot, das Drehbuch für *Das Freitagmassaker* zu schreiben.

Mein erstes Drehbuch für die Kinoleinwand. Jan und ich feierten bei Musso & Frank's, wo wir einander ankicherten und mit hohen Gläsern voll Eistee anstießen. Wir waren sicher, dass meine Zeit als Sitcom-Lohnsklave vorbei war. Ich war endlich frei.

Auf meinen Vorschlag flog Jerry Meins, der bei unserer Gesellschaft für die Begutachtung der Drehorte zuständig war, von Kalifornien nach Missouri. Nach Caxton.

Bei seiner Rückkehr erzählte er Lyle Samuels (unserem Produzenten und Regisseur), die Stadt komme als Drehort definitiv nicht infrage. Warum nicht? Weil Caxtons einzige High School anscheinend geschlossen habe, was bedeutete, dass es dort keine Schüler für Massenszenen gab. (Wir hatten die Absicht, lokale Talente als Statisten einzusetzen.)

»Ganz unmöglich«, sagte ich zu Jerry. »Zu Opas Lebzeiten war die Schule voll besetzt. Über 100 Schüler.«

Meins verzog das Gesicht. »Wann waren Sie zuletzt dort?«

»Vor 30 Jahren«, gab ich zu. »Bei meinem letzten Sommerbesuch war ich gerade zehn geworden. Im nächsten Winter sind meine Großeltern beide bei einem Verkehrsunfall in einem Schneesturm gestorben, also war ich seitdem nicht mehr dort.«

»In 30 Jahren kann viel passieren.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht in Caxton. Da ändert sich nie etwas. Opa hat immer gesagt, in Caxton stehe die Zeit still.«

»Ich sage Ihnen, in dem Ort ist es wie auf einem Friedhof«, erklärte uns Jerry. »Sogar die Grundschule ist geschlossen. Ich habe kein einziges Kind auf der Straße gesehen. Und auch nicht viele Erwachsene. Das Kaff war mir unheimlich. Die

meisten Geschäfte sind mit Brettern vernagelt. Das Kino hat auch geschlossen. Genau wie die Drogerie. Die ganze Stadt kommt einem wie eine leere Bühnenkulisse vor.«

Ich griff diesen letzten Satz auf. »Das macht sie doch perfekt für uns«, sagte ich zu Samuels gewandt. »Kein Theater mit Menschenmengen, wie Sie es in Chicago erlebt haben. Wir hätten den Ort ganz für uns.«

»Tja ... ich weiß nicht«, überlegte Lyle. »Ich müsste einen Haufen Extras für die Schulszene herankarren lassen. Und wir müssten den ganzen Ort auf Vordermann bringen. Dafür sorgen, dass er aktiv aussieht.« Er zögerte. »Und wir wissen noch gar nicht, ob wir die Genehmigung bekommen, die Schule zu benutzen.«

»Überlassen Sie das mir«, sagte ich. »Ich begeben mich persönlich nach Caxton und führe alle notwendigen Gespräche, um die Genehmigung zu erhalten.«

Und genau das tat ich auch. Meine hochschwängere Frau blieb bei ihrer Schwester in Kalifornien, während ich nach St. Louis flog und von dort in einem Mietwagen weiter nach Süden und nach Caxton fuhr.

Als ich dort eintraf, stellte ich fest, dass Jerry recht gehabt hatte. Damit, dass es dort wie auf einem Friedhof war. Vielleicht ein Dutzend Autos in der Innenstadt. Ein paar Geschäfte hatten noch geöffnet, darunter auch Annie's Eats, das Café der Stadt. (Ich wusste noch, wie gut der Apfelkuchen dort gewesen war, aber die ursprüngliche Annie war mittlerweile längst tot. Als ich sie zuletzt gesehen hatte, war sie mindestens 80 gewesen.)

Ich winkte einem alten Kerl auf einem Fahrrad grüßend zu, der mich daraufhin nur anfunktete. Der Park war ebenso verlassen wie der Spielplatz, auf dem das Unkraut wucherte.

Die Wippe war umgestürzt, und die Schaukeln hingen still und hatten Spinnweben zwischen den Kettengliedern.

Das Haus meiner Großeltern auf der Forest Avenue war mit Brettern vernagelt, aber vor drei von den Fenstern waren sie durchgebrochen und die Scheiben dahinter eingeschlagen. Die leeren Stellen sahen wie fehlende Zähne in einem hölzernen Schädel aus. Der Vorgarten war mit Gras überwuchert. Das Haus war Omas unverheirateter Tante vermacht worden, doch kurz vor ihrem Tod hatte sie die Grundbesitzabgabe nicht mehr bezahlen können, sodass das Haus nun der Stadt Caxton gehörte.

Doch einige Dinge hatten sich nicht verändert. Die Bronze-
statue von Robert E. Lee beherrschte immer noch den Rathausplatz, was mich daran erinnerte, dass dieser Teil von Missouri im Bürgerkrieg die Konföderierten unterstützt hatte. Und auch das Rathaus sah mit seinen eleganten ionischen Säulen vor dem Eingang noch genauso aus.

Ich war auf halbem Weg über den Platz, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich fuhr erschrocken herum und sah mich einem hochgewachsenen, massigen Mann in einer dunklen Uniform gegenüber, dessen gerötetes Gesicht und gewaltiger Bauchumfang von einem Leben mit zu fettem Essen kündeten. Ein wandelnder Herzinfarkt. Er trug einen breitbandigen Stetson, und auf seinem Abzeichen stand SHERIFF.

»Können Sie sich ausweisen?«, fragte er.

Ich zückte meine Brieftasche, entnahm ihr meinen kalifornischen Führerschein und reichte ihn ihm. Er sah ihn sich an und gab ihn mir zurück.

»Neu in der Stadt, was?« Sein Tonfall war freundlich, aber seine Augen hatten einen bedrohlichen und argwöhnischen Ausdruck. Er trug einen Revolver im Holster, und eine

fleischige, sommersprossige Hand legte sich auf den Griff seiner Waffe.

»Ich bin gerade angekommen.«

»Sind Sie geschäftlich in Caxton?«

»Das hoffe ich.«

»Was soll *das* denn heißen?«

»Es heißt, dass ich mit Ihrem Bürgermeister reden muss.«

»Worüber?«

Ich ignorierte seine Frage. »Habe ich irgendein Gesetz gebrochen?«

»Nein.« Seine Augen fixierten mich. Dicke Fleischfalten verwandelten sie in dunkle Schlitze.

»Dann steht es mir frei zu gehen?«

Er zuckte die massigen Achseln. »Wir sehen nicht viele Fremde in der Stadt ... aber ich schätze, Sie sind in Ordnung.«

»Das freut mich zu hören«, sagte ich und wandte mich wieder dem Rathaus zu. Auf dem ganzen Weg bis zum Eingang spürte ich seinen Blick im Rücken.

Kleinstadtcops habe ich noch nie gemocht.

Im Rathaus machte ich mitten auf dem Korridor der ersten Etage eine Tür mit einer Milchglasscheibe ausfindig, auf der in Goldbuchstaben BÜRGERMEISTER STAFFORD stand. Als ich eintrat, blickte eine stumpfgesichtige männliche Bürokratie zu mir auf.

»Ich muss den Bürgermeister sprechen«, sagte ich zu ihm.

Seine Kiefermuskeln spannten sich. »Der Bürgermeister ist beschäftigt. Worum geht es denn?«

»Ich heiße Cahill und komme aus Los Angeles. Ich gehöre zu einer Filmgesellschaft. Wir wollen einen Film in Caxton drehen und brauchen eine Genehmigung für die Benutzung der High School.«

Als Karl Edward Wagner ›Ceremony‹ für The Year's Best Horror Stories auswählte, war ich erfreut, aber nicht überrascht. Ich wusste, dass diese Geschichte Eindruck machen würde. Wie bereits erwähnt, bin ich der Ansicht, dass ich meine Arbeiten sehr gut beurteilen kann, und diese Geschichte war ein wenig ausgefallen und hatte eine nachhaltige Stimmung und Tiefe, und alles zusammen machte sie zu etwas Besonderem.

Ich war durch eine Busfahrt von Chicago zur World Fantasy Convention in Providence, Rhode Island, zu ihr inspiriert worden. Eine 20-stündige Fahrt, die eine Ewigkeit zu dauern schien. Surreal und erschöpfend. Aber eigentlich kann ich mich nicht beklagen. Ohne diese Busfahrt hätte ich die Geschichte nie geschrieben, die Sie gleich lesen werden.

Willkommen in Doour's Mill.

ZEREMONIE

Ceremony

(Geschrieben: Dezember 1983)

Er hasste eine Busfahrt quer durch das Land fast ebenso sehr wie eine Autofahrt quer durch das Land, aber das Problem war, sein Zug war verspätet in Chicago angekommen, und er hatte seinen Anschlusszug verpasst und konnte nicht auf den nächsten warten. Er *musste* Donnerstagabend in Providence sein, um sich mit dieser Sutter-Frau zu treffen. Also blieb der Bus oder gar nichts.

Mrs. Sutter würde noch in derselben Nacht nach Europa fliegen, und bei ihrer Rückkehr erwartete sie, dass ihr Mann tot sein würde. Der Kontrakt musste unter Dach und Fach gebracht und die Vorauszahlung geleistet werden, bevor sie abflog. Er legte keine reichen, untreuen Ehemänner um, wenn er nicht gut dafür bezahlt wurde, die Hälfte im Voraus, die andere Hälfte nach getaner Arbeit. Das Lustige an diesem Fall war, dass er den alten Sutter auch *umsonst* erledigt hätte. Wegen der Gesamtzahl. Er hatte insgesamt 13 Leute aus dem

Weg geräumt (manchmal sagte er scherzhaft, er sei beruflich im Räumdienst tätig), seit er dieses Geschäft betrieb, und diese Zahl musste er ändern.

Nicht, weil er abergläubisch gewesen wäre. Das war er nie gewesen. Aber die schlichte, harte Wahrheit war die, dass ihm die verdammte Zahl 13 tatsächlich Unglück brachte. Keine Frage. Er war 13 gewesen, als sein Vater endgültig abgehauen war – sie hatten noch in dieser schäbigen Bude in St. Louis gewohnt, in der es kein fließend warmes Wasser gab. Nicht, dass er seinen Alten geliebt hätte. Nicht diesen Penner. Es war nur so, dass sein Vater gewöhnlich in der Lage war, seine Mutter davon abzuhalten, ihn windelweich zu prügeln. In der Woche, nachdem der Alte abgehauen war, hatte sie ihn zweimal fast besinnungslos geschlagen. Es an ihm ausgelassen. Wie sie alles an ihm ausließ. Schon immer. Ihretwegen fehlten ihm drei Zähne. Die gute alte Mom.

Noch in derselben Woche war er nach Kansas City ausgerissen und hatte sich einen Job als Stapler in einer Fabrik besorgt, die Pappkartons herstellte, nachdem er in Bezug auf sein Alter gelogen hatte. Er hatte damals älter als 13 ausgesehen.

Dann war da die Doppel-13 auf dem Kennzeichen von diesem dicken rosa Lincoln-Cabrio der Blondine, als er vor ein paar Jahren nach Boulder City getrampt war. Klar, er hatte viel Spaß mit der Blondine gehabt, aber sie war himmelhoch auf Koks gewesen, als sie es in einer Haarnadelkurve in den Bergen geschafft hatte, dass sich der Wagen überschlug und sie beinahe beide umzubringen. Sie hatte es lustig gefunden, eine doppelte 13 auf dem Kennzeichen zu haben. Ja, echt lustig.

Und in Nam war die Nummer 13-irgendwas auf die

Heckflosse von diesem lausigen Helikopter gemalt, der in ein Reisfeld abgestürzt war. Danach hatten sie ihn mit einem Purple Heart in die Staaten zurückgeschickt, aber bei dem Absturz war sein bester Kumpel ums Leben gekommen – der einzige wirkliche Freund, dem er je vertraut hatte. Generell traute er niemandem. Die Leute ziehen einen nur über den Tisch, wenn man ihnen vertraut. Aber Eddie hatte er vertraut ...

In seinem Leben hatte es viele 13en gegeben, und alle waren mit harten Zeiten, Pech und schweren Verlusten verbunden. Und jetzt, bei Gott, war er in seinem Job bei 13 angelangt. Pech. Aber Mr. Sutter würde daraus eine 14 machen, und alles würde wieder in Ordnung sein. Das Leben war prima, solange er sich von der 13 fernhielt.

»Der Bus kommt am späten Donnerstagnachmittag in Providence an«, hatte ihm der Bahnangestellte in Chicago versichert. »Aber es ist eine lange Fahrt. Ziemlich erschöpfend. Wir schlagen Ihnen einen Flug vor.«

»Ich fliege nicht«, hatte er dem Mann erklärt. Den Grund dafür hatte er ihm nicht genannt.

Es lag nicht an dem Hubschrauberabsturz in Nam. Nicht daran. Es lag an dem Traum. Von einer zivilen Maschine, einer großen 747. Die abstürzte, während er darin saß und aus dem Fenster starrte. Die rasch an Höhe verlor, während Leute schrien, weil ein Triebwerk Feuer gefangen hatte und die rechte Tragfläche brannte. Lack knisterte und schälte sich in der extremen Hitze ab, als die Flammen eine Nummer am Ende der Tragfläche verzehrten. Eine Nummer, die mit einer 13 endete.

Der *eine* Job, bei dem es Probleme gegeben hatte, Wendl, diesen Bankier in Tucson, umzulegen, als ihn ein blödes

Schulkind nach dem Job aus Wendls Haus hatte kommen sehen, *den* Job hatte er an einem 13. erledigt. Ursprünglich hatte er ihn für das Wochenende geplant, aber als er herausfand, dass Wendls Familie einen Tag eher von ihrer Reise zurückkehren würde, war er gezwungen gewesen, den Job früher durchzuziehen. Aber nie wieder. Keine Jobs mehr an einem 13., wie *viel* Geld sie ihm auch anbieten würden. Er hatte da eine Lektion gelernt, in Arizona. Die Cops hätten ihn beinahe geschnappt.

Also saß er jetzt Ende Oktober in einem Bus und war unterwegs nach Providence, Rhode Island, um Mr. James T. Sutter auf persönliches Ersuchen seiner liebenden Ehefrau Jennifer zu eliminieren. Er würde den Vorschuss von Mrs. S. erhalten, eine Woche in Providence verbringen und den alten Sack dann umlegen, um dann mit dem Zug zur Küste zurückzukehren.

Und damit die Gesamtzahl auf 14 erhöhen.

Er grinste, schloss die Augen ...

... und erwachte schlagartig, als er kaltes Glas an der Stirn spürte. Er war eingenickt, eingelullt von den Schaukelbewegungen des Busses, und er hatte sich den Kopf am Fenster gestoßen. Er richtete sich auf, hustete und wischte sich einen dünnen Speichelfaden vom Kinn. So war es auf einer langen Busfahrt, wenn diese dicken Reifen mit hypnotischem Summen über die Straße rollten und für eine gleichmäßige Vibration im Körper sorgten, was einen schläfrig machte. Die Augenlider werden schwer, fallen zu, der Mund steht auf und schon döst man. Und wacht auf. Und blinzelt. Und döst wieder ein.

Zeit ist bedeutungslos. Man weiß nicht, wo man ist, durch welche Stadt man gerade fährt. Will es auch gar nicht wissen. Der Rücken schmerzt, und die Füße sind in den Schuhen geschwollen. Die Kleidung juckt, und alles ist eng und verschwitzt um einen. Man raucht, aber die Zigaretten schmecken nicht.

Stundenlanges Fahren auf merkwürdigen Autobahnen, ausgesetzt in einem surrealen Vakuum zwischen Nachtstädten und Tagstädten, und man starrt mit leerem Blick auf Erhebungen und Flüsse und vorbeifahrenden Verkehr und mampft muffige Schokoriegel aus ramponierten Verkaufsautomaten in miefigen Busbahnhöfen. Auf einer endlosen Fahrt durch Land, das man noch nie gesehen hat und nie sehen wollte.

Es war früher Nachmittag auf dem Highway 95. Die Sonne war halb hinter einem welligen Horizont aus einer grünen Hügelkette versunken. Sie hatten eben die Staatsgrenze von Connecticut passiert. Er hatte das große Schild mit dem aufgemalten Gesicht eines lächelnden Mädchens gesehen ...

WILLKOMMEN IN RHODE ISLAND!

Ein schöner Ort für einen Besuch.

Ein SCHÖNERER Ort zum Leben.

Plötzlich erinnerte er sich an ein Lied, das er als Kind gehört hatte. Sein Alter hatte diese klassische Aufnahme von den Andrews Sisters – Patty, Laverne und noch eine –, die mit sehr viel Energie über das »arme kleine Rhode Island, der kleinste der 48 ...« sangen. Als die Andrews Sisters die Platte aufgenommen hatten, gab es nur 48 Staaten, und er erinnerte sich noch, dass er ihm leidgetan hatte. Er war ein kleiner Junge gewesen, kleiner als die meisten seiner

Schulkameraden, und er hatte sich mit Kleinheit identifiziert. Einen Sommer hatte er einen herrenlosen Welpen gefunden, einen echt winzigen kleinen Kerl, offensichtlich das unterentwickelte Exemplar aus dem Wurf, und ihn mit nach Hause genommen. Doch seine Mutter hatte ihn erstickt. Sie mochte keine Haustiere.

Armes kleines Rhode Island ...

Sie fuhren durch Ackerland im westlichen Teil des Staates. Viele große Felsen, alle naselang zweigten Feldwege von der Straße ab (was wurde hier eigentlich angebaut? – er hatte absolut keine Ahnung) und in der Ferne sah man blasse weiße Wohnhäuser im Kolonialstil. Er sah auch ein paar Obstplantagen mit Apfelbäumen, und am Straßenrand gab es reichlich Eichen und Ulmen, alle feuerrot. Als ob man an einem Zirkus vorbeifahren würde. Er machte sich nichts aus Landschaften, aber diese war etwas Besonderes – Neuengland im Oktober, das sich für die zahlenden Gäste besonders ins Zeug legte.

Wie viele Stunden waren vergangen, seit sie in Chicago losgefahren waren? Schätzungsweise 20. Mindestens. Sie schienen schon Wochen auf diesen endlosen grauen Autobahnen unterwegs zu sein.

Der Bus war fast leer. Nur noch er weiter hinten und ein älteres Paar vorne. Anfangs war der Bus voll gewesen – aber die Leute stiegen eben auch aus. Immer mehr an jedem Busbahnhof. Schließlich waren nur noch sie drei und der Fahrer übrig. Klar, niemand, der noch bei Verstand war, fuhr 20 Stunden lang in einem Bus. Aber es war fast vorbei. Nicht mehr lange bis nach Providence.

Er schloss wieder die Augen und ließ sich von den Reifen in den Schlaf singen.

Als er erwachte, war es dunkel. Dichte schwarze Rhode-Island-Nacht hinter dem Fensterglas, Düsternis im Bus. Er war von einer unebenen Straße unter den Reifen wach gerüttelt worden. Schmal und holprig. Warum hatten sie die Autobahn verlassen? Jesus! Er hätte vor Einbruch der Dunkelheit in Providence sein müssen.

Benommen stand er auf, hielt sich an der Sitzlehne fest und ging dann unsicher durch den Mittelgang nach vorn und an dem älteren Paar vorbei (entsetzlich knochig aussehende Leute), bis er beim Fahrer angekommen war.

»Wo sind wir?« Er blinzelte in die Nacht. »Warum sind wir nicht auf der 95?«

Der Fahrer war ein dünner Typ mit dünner Haut, die wie straff gespannt aussah. Er starrte angestrengt nach vorn auf die schmale Straße, die von den Scheinwerfern stellenweise in ein mehlig-weißes Licht getaucht wurde. »Tut mir leid, Mann, ich hatte keine Wahl.«

»Was soll das heißen? Wann kommen wir in Providence an?«

»Nicht vor morgen früh«, sagte der Fahrer. »Sie werden die Nacht in der Mill verbringen müssen. Wir sind bald da. Vielleicht noch zehn Minuten.«

»Auf keinen Fall!« Er beugte sich vor und legte dem Fahrer eine Hand auf die dünne Schulter. »Drehen Sie dieses Ding um, und bringen Sie uns zur Autobahn zurück! Ich werde heute Abend in Providence erwartet, und bei Gott, Sie bringen mich besser auch hin!«

»Geht nicht, Kumpel. Der Motor macht Zicken. Er wird viel zu heiß. Ist vielleicht der Vergaser, keine Ahnung. Doour's Mill ist der einzige Ort, wo wir die Karre reparieren lassen können. Da gibt es eine Werkstatt. Wenn Sie mich fragen, können wir von Glück sagen, dass wir es überhaupt so weit geschafft haben. Sie müssen zugeben, dass das besser ist, als irgendwo mitten auf der Straße festzuhängen.«

»Gibt es ein Telefon in dieser Werkstatt?«

»Ja, sicher. Sie können von der Mill anrufen. Kein Problem.«

Er machte sich wieder auf den Weg in den hinteren Teil des Busses und überlegte dabei, dass es wieder die 13 war. *Deswegen* hatte sich dieser Job zerschlagen. Er sah auf die Uhr. *Verdammt! Ein Anruf in Providence wird jetzt auch nichts mehr nützen. Sie ist weg. Ins sonnige Italien geflogen. Denkt wahrscheinlich, ich hätte gekniffen. Dass ich den Kontrakt nicht will. Sie wird ihn später neu vergeben, wenn sie wieder da ist.*

Pech.

Okay, sagte er sich, komm wieder runter. In New York kannst du einen anderen Kontrakt an Land ziehen. Du kannst nur vorerst nicht zur Küste zurückkehren. In New York ist richtig was los. Er hatte ein paar gute Kontakte dort. Er würde die 14 in New York erledigen. Entspann dich einfach. Passiert die passiert. Hader nicht mit dem Schicksal.

»Einen fröhlichen Feiertag!«, sagte das Paar, einer nach dem anderen, zu ihm, als er die beiden auf dem Weg zu seinem Platz passierte.

Er blieb stehen und hielt sich an einem Haltegriff fest, als der Bus über eine tiefe Furche in dem Kiesweg holperte. »Äh, ja ... gleichfalls.«